

Kann man da noch hin? Als ich die US-Grenze passiere, beginnt die Schikane

Elisabeth Hussendörfer Focus-online Do.25.09.2025

Erst denke ich, da läuft irgendein Feuerwehreinsatz. Wildes Sirenengeheul. Es ist Kuhnacht, der Rest der Familie schläft. Hier im Zelt am Rande einer Farm im Upper State New York.

"Klar gibt es in der Gegend Bären", hatte Bäuerin Kate am Vorabend gemeint. "Aber keine Sorge, wir hatten da noch nie ein Problem." Das Sirenengeheul hält mich wach. So klingen keine Maschinen, stelle ich schließlich fest. Ob das Tiere sind? Kojoten vielleicht?

"Dieses Land ist mehr, als ihr im Moment davon seht"

Willkommen in den Vereinigten Staaten von Amerika, denke ich am nächsten Morgen, als meine Vermutung von den Einheimischen bestätigt wird ("Das machen die immer, wenn sie Beute erlegt haben").

Genauso habe ich dieses Land bei vergangenen Reisen kennengelernt. Seine unfassbare Weite, die Wildnis, von der wir in Europa nur träumen können. Und genauso erinnere ich die Menschen, die uns mit ihrer Herzlichkeit auch dieses Mal direkt in den Bann ziehen.

Bäuerin Kate packt für uns einen Frühstückskorb zur Selbstversorgung. Frisch gebackenes Brot, Eier vom Hof, Marmelade

und ein bisschen Mangold vom Feld. Könnte man einfach alles mit ein paar netten Worten übergeben.



Selbstversorgung mit dem Frühstückskorb von Bäuerin Kate

Foto: Thomas Fischer

Aber Kate ist Amerikanerin und "to make sure", dass auch wirklich alles zu unserer vollsten Zufriedenheit ist, scheint ihr ein großes

Anliegen. Keine aufgesetzte Höflichkeit, das interessierte Nachhaken wirkt echt. Und die paar Takte Smalltalk machen den Übergang zum Gespräch leicht.

Wir sprechen über nachhaltige Landwirtschaft und über unseren gestrigen unerfreulichen Grenzübertritt von Kanada. Kate sagt, das tue ihr "wahnsinnig leid". Dabei klingt sie, als wolle sie nicht nur für sich sprechen, sondern für ganz viele hier. Nach dem Motto: Dieses Land ist mehr, als ihr im Moment davon seht. Und das, was ihr im Moment seht, ist hoffentlich nur vorübergehend.

Unser Besuch mit der Familie war schon lange geplant

Vor einer guten Woche sind wir in Toronto gelandet. Hier leben unsere besten Freunde, Sam und Mike. Unser Besuch mit der Familie war schon lange geplant. Aber dann kam die Pandemie und wir cancelten die bereits gebuchten Flüge.

In diesem Sommer sollte es jetzt endlich so weit sein. Unsere Planungen liefen seit Monaten. Dass Trump Präsident werden würde? Schien im vergangenen Jahr irgendwie noch undenkbar. Und wenn doch?

Kurzfristig gab es Pläne, den angedachten Roadtrip die Ostküste runter doch sein zu lassen und die kompletten Ferien in Kanada zu verbringen. Aber, Mensch, wie lange wollte ich schon endlich mal nach New York? Und nach Washington wäre man ja praktisch schon auf Linie in Richtung Südstaaten. Und von da wäre, ist, es letztlich nur ein Katzensprung bis Florida ...

Was passiert da mit unserem Sehnsuchtsort?

In den Wochen und Monaten, bevor es losgehen soll, mehren sich

die Zweifel. [Donald Trump](#) attackiert die Wissenschaft, friert Forschungsgelder ein. Er unterzeichnet eine Fülle von Dekreten, die insbesondere Trans- und queeren Menschen das Leben schwer machen.

Als [im Zuge der Abschiebeoffensive mehrfach auch Deutsche an den Grenzen festgesetzt werden](#), verschärft das Auswärtige Amt seine Reisewarnungen. Wir hören von Handys, die an Flughäfen auf kritische Trump-Posts durchforstet werden.

Wir hören, dass die Gelder in den Nationalparks drastisch gestrichen, dass Ranger entlassen werden. Bilder ploppen auf. Touren in Yosemite. Campen in Joshua Tree. Was passiert da mit unserem Sehnsuchtsort?

Einige finden es "verantwortungslos", jetzt noch in dieses Land zu reisen. "Wer will da noch hin?" titelt schließlich Mitte Juni ein großes deutsches Nachrichtenmagazin. Subtext: Wie die Deutschen sich von den USA abwenden. [Fakt ist: Die Buchungen gehen zurück](#), allein im März hat es im Vergleich zum Vorjahresmonat einen Einbruch um 30 Prozent gegeben.

Können wir wirklich guten Gewissens US-Produkte kaufen?

Mit gemischten Gefühlen halten wir an unseren Plänen fest. Sam und Mike finden das gut, beteuern sie nochmals, als wir schließlich gemütlich mit ihnen in ihrem Wohnzimmer am Lake Ontario sitzen – aber mich beschleicht das dumpfe Gefühl, dass das vor allem in der üblichen, nordamerikanischen Höflichkeit begründet ist.

Einmal, im Supermarkt, greife ich eine Packung Müsli fürs Frühstück. Sam runzelt die Stirn: Ob ich dieses Produkt denn wirklich kaufen wolle, es sei schließlich in den USA produziert.

Ich erinnere daran, dass wir in den kommenden Wochen vieles konsumieren werden, was in den USA produziert ist. Täusche ich mich oder ist Sam ein bisschen eingeschnappt, als das Müsli im Einkaufswagen landet?

Gegenseitige Achtung versus kulturelle Assimilation

Was auffällt im Vergleich zu früheren Kanadareisen, ist der gewachsene Nationalstolz, ein Ergebnis der klaren Kante in Richtung südliches Nachbarland. Um rund 70 Prozent sollen die Flüge zuletzt zurückgegangen sein.

Kanada ist wunderschön, sagen sich die Leute, sagen auch Sam und Mike, warum sollen wir unser Urlaubsgeld nicht hier ausgeben?

An einem unserer letzten Kanadaabende wird Sam im zauberhaften Wochenend-Cottage mit Blick auf die fast kitschig im See untergehende Sonne deutlich. Wie wir wüssten, kämen sie aus Toronto, der wohl multikulturellsten Großstadt der Welt.



Eindrücke aus Canada nahe Algonquin Park "warum nicht lieber hierbleiben?" Foto: Thomas Fischer

Die Menschen würden hier in ethnischen Vierteln leben, in italienischen, griechischen, portugiesischen, asiatischen – und ihre Traditionen und Sprachen bewahren. "Der kanadische Staat unterstützt dies. In den USA dagegen wird erwartet, dass man

Amerikaner wird".

Gegenseitige Achtung versus kulturelle Assimilation, ich verstehe. Dass unsere Freunde wie die meisten Kanadier von den "First Nations" sprechen, ist uns schon früher aufgefallen. Drüben, in den USA, sagt man "Native Americans". Jetzt scheint die Entwicklung der Nachbarn mehr denn je in unterschiedliche Richtungen zu gehen.

Wir gehören hier ja eigentlich gar nicht hin. Alles gut

Dass Mike uns schließlich zur Grenze begleitet, hat was Beruhigendes – im Zweifel ist Muttersprache einfach Trumpf. Unzählige Male hat Mike den Übergang nahe der Niagara-Fälle passiert, nie will er einen Stau wie diesen erlebt haben.

Der Grenzbeamte fragt, was wir in den USA vorhaben. Wen wir dort treffen wollen. Was wir zu Hause beruflich machen. Wie es denn sein kann, dass wir über vier Wochen lang nicht arbeiten würden. "Habt ihr eure Jobs hingeschmissen?" Statt auf eine Antwort zu warten, winkt er uns raus. "Rüber zu dem Gebäude da".

Der Typ, der uns in selbigem empfängt, hat was von Bruce Willis in "Der Schakal". Breitschultrig, eingefrorene Mimik, mehrere Colts am Gürtel. Wir sitzen auf einer stählernen Bank – ganz alleine mit diesem Typen im Raum. Immerhin, es ist angenehm kühl hier drinnen bei draußen fast tropischen 35 Grad.

Die folgende halbe Stunde hat etwas von Schikane

Aber dann werden wir aufgerufen, in einen Aufzug geschickt, einen Stock nach oben befördert. Als die Tür sich öffnet, verschlägt es mir

den Atem. Die Luft des überfüllten Wartesaals ist zum Schneiden. Mein Blick wandert durch die Reihen, mit unserem westeuropäischen Aussehen scheinen wir hier Exoten zu sein. Und genauso versuche ich mich zu beruhigen: Wir gehören hier ja eigentlich gar nicht hin. Alles gut.

Je länger wir warten, desto weniger lässt sich beschönigen, was läuft. Und ob wir hier hingehören! Klammer auf: Als Deutsche, die ausgerechnet über Kanada einreisen, möglicherweise erst recht.

Die folgende etwa eineinhalbstündige Prozedur hat was von Schikane. Man nimmt unsere Fingerabdrücke, stellt uns Fragen, schickt uns noch mal zurück in den Warteraum, ruft uns erneut auf. Endlich heißt es, wir könnten gehen.

Mike drückt uns zum Abschied fest. So, als wolle er sagen, ist doch alles gut gegangen. Wirklich? Wir waren ausgeliefert, das wirkt nach, als wir im Mietwagen über Land durch pittoreske Dörfer zuckeln. So viele hübsche Farmhäuser. Und so viele Stars-and-Stripes-Fahnen davor. Zu viele?

Die Magie der früheren Amerika-Reisen, die gibt es noch immer

Es tut gut, dass Bäuerin Kate so mitfühlend ist, und genau diese Erfahrung soll uns von nun an auf Schritt und Tritt begleiten. Ob beim Einkaufen, im Restaurant oder an der Tankstelle: Zack, irgendwie ist man jedes Mal sofort im Gespräch, fühlt dabei eine ungewohnte Wärme, eine fast verstörende Emotionalität.

Und irgendwie ist man nach jedem dieser Gespräche wie beflügelt. Darf man das denken, nach all dem, was man in Deutschland derzeit über Amerika liest? Darf man so was laut sagen, dass die Stimmung hier inspirierend, ja, im Vergleich zur Heimat geradezu Mut machend

ist?

Stimmt schon, wir sind im Urlaub, bewegen uns viel in Feriengebiet und da haben die Leute naturgemäß bessere Laune. Gefühlt ist das, was wir erleben, aber mehr. Erst zaghaft, dann immer deutlicher regt sich sowas wie ein Aufatmen. Ja, die Magie der früheren Amerika-Reisen, die gibt es noch immer.

New York, ein Ort mit eigenen Regeln

New York, das nach dem Wahl-Desaster im November von den heimischen Fernsehbildschirmen weiter demokratisch blau geleuchtet hat, macht es uns leicht.

New York war schon immer das Anti-Washington, habe ich irgendwo gelesen. Ein Fremdkörper im politischen Gefüge des Landes, ein Ort mit eigenen Regeln. Hier würden die Uhren anders ticken.

Was hier bisher wie getickt hat, kann ich mangels Vorerfahrung nicht sagen, doch der viel beschworene Vibe der Stadt packt mich ab dem ersten Moment. Dieser Mix aus alternativer Lebensform, intellektuellem Spirit und renitentem Geist.



Der New Yorker Times Square.

Foto: Thomas Fischer

Vom MoMA über Rockefeller bis hin zu Ellis Island oder auch dieser Rooftop-Bar inmitten fancy glitzernder Manhattan-Hochhäuser ... Das Hirn braucht Zeit, um all das zu verarbeiten. Und will daneben mit dem klarkommen, was uns angeblich bei unserer nächsten

Station, Washington, D.C., erwartet.

Beinahe kriegsähnliche Zustände nämlich, wenn man den heimischen Medien glaubt, die vom neuerlichen Einsatz der Nationalgarde in der Hauptstadt berichten und Bilder von Panzern, grimmig dreinblickenden Soldaten und randalierenden Massen zeigen. Will man da noch hin? Spätestens jetzt ist die Frage dann doch wirklich da.

Washingtons Museumslandschaft lebt

Washington D.C. wird in mehrerlei Hinsicht zur Überraschung. Wer hätte das gedacht? Eine wunderschöne, beschauliche Altstadt gibt es hier. Dazu den – für Besucher übrigens komplett kostenlos zugänglichen – größten Museumskomplex der Welt: 22 Institutionen von internationalem Rang, von denen sich elf rund um die National Mall scharen.

Die Mall, das ist die Parkfläche zwischen dem Kapitol, dem Lincoln Memorial und dem Weißen Haus. Die viel zu kurzen drei Tage in D.C. werden nicht nur für unsere Kinder zu einem nie dagewesenen Eintauchen in Geschichte, Gesellschaft und Technik.

Anders als vielerorts in Deutschland arbeiten die Museen hier nicht mit dem Zeigestock, sondern interaktiv. Gefühlt ist man mittendrin, wenn man vor dem Träger der Apollo-Mondmissionen steht oder den Zug mit den Abteilen "For Whites ONLY" durchwandert.

Im National Museum of African American History and Culture machen mehrere "Tell Your Story"-Räume, in denen Menschen von ihren Erlebnissen erzählen und diese für die Allgemeinheit aufzeichnen lassen können, deutlich: Das interaktive Konzept ist mehr als nur Show. Washingtons Museumslandschaft lebt.

Nationalgarde? Auch die überrascht

Und [die Nationalgarde](#)? Auch die überrascht. Deutlich kleiner als erwartet sind die Gardisten-Trüppchen. Und irgendwie auch deutlich weniger respekt einflößend. Die Plakate, mit denen der Aufzug in den öffentlichen Verkehrsmitteln beworben wird, lassen mich schmunzeln.

Gestählt und zum Äußersten bereit wirken die Soldaten hier. Die Gardisten, denen wir im Park "in Echt" begegnen und mit denen wir direkt wieder in den landestypischen Smalltalk verfallen, erinnern eher daran, dass die USA auch auf dem Gebiet des Fast Food Weltspitze sind.

Trinkflaschen in Tarnfarben baumeln über feisten Schenkeln, schusssichere Westen spannen sich über üppigen Hinterteilen, hier und da hat das Marschieren eher etwas von einem behäbigen Watscheln.

Und was die rasenden Protestbewegungen angeht: Davon bekommen wir mal abgesehen von zwei eher unscheinbaren, mit Anti-Trump-Transparenten versehenen Zelten in der Nähe des Bahnhofs, die ganze Zeit über nichts mit.

In D.C. sind die weißen Amerikaner in der Minderheit

Spätestens jetzt wird sie lauter, die Überlegung, wie man ernsthaft darüber nachdenken konnte, diese Reise nicht zu machen. Wäre man damit zum Beispiel den Menschen in der Hauptstadt gerecht geworden?

D.C. gilt als Hochburg der Demokraten. 2020 hat Joe Biden hier 92 Prozent der Stimmen erhalten. Auch Kamala Harris hat noch um die

90 Prozent geholt. Ein Beleg für die, wie manche meinen, elitäre progressive Ostküsten-Bubble?

Tatsächlich ist D.C. ein sogenannter "Majority-Minority-State": Die weißen Amerikaner, die im Land insgesamt die Mehrheit stellen, sind hier in der Minderheit. Und historisch betrachtet haben Afro-Amerikaner in den vergangenen Jahrzehnten besonders oft demokratisch gewählt.

Mag sein, dass ich nach dem Besuch des National Museum of African American History and Culture extra sensibilisiert bin. Mag sein, dass es ein wenig übertrieben ist, zu denken, dass gerade diese Menschen jetzt den internationalen Rückhalt brauchen.

Oder auch Menschen wie Ted und Marilyn, die wie wir in dieser hübschen Altstadt pension wohnen, weil er ein paar Tage bei seinem pflegebedürftigen Vater sein will. Mehrfach betonen die beiden fast schuldbewusst, sie hätten "ihn" ja nicht gewählt. So wie übrigens über die Hälfte der Menschen im Land, denke ich mir. Und frage mich, wie ich es finden würde, wenn die Leute nicht mehr nach Deutschland kämen – "wegen 30 Prozent AfD"...?

Ein Land im Aufruhr und voller Widersprüche

So ganz verschwinden wollen die gemischten Gefühle während der Weiterfahrt nicht. Dieses Land ist in Aufruhr, keine Frage. Ist voller Widersprüche, vermutlich mehr denn je.

Immer wieder passieren wir riesige, stehengelassene Trump-Vance-Tafeln, Laternenpfähle sind voller MAGA-Aufkleber. Dazwischen haben wir Begegnungen wie die mit Maggie, die uns in Savannah mitten auf der Straße euphorisch die Hände schüttelt, als sie mitbekommt, welche Sprache wir sprechen. Und sich dafür bedankt, dass wir "trotzdem" noch in ihr Land kommen.

In Florida hat uns das Amerika-Fieber voll erfasst

Und apropos MAGA ("Macht Amerika wieder großartig"): Wieder großartig, wieso eigentlich wieder? Das fragt man nicht nur in Anbetracht der einnehmenden Freundlichkeit der Menschen hier.

Spätestens in Florida, der Heimat Trumps, ausgerechnet, hat uns das Amerika-Fieber voll erfasst. Unterwegs folgten auf Bären und Kojoten erst Wildpferde, mittlerweile befinden wir uns in der Gesellschaft von Alligatoren, Wasserschlangen, Delfinen, Kolibris und Pelikanen...



Florida, Everglades (Hier gibt's den Florida Panther).

Foto: Thomas Fischer

Im Visitor Center des Kennedy Space Centers, von wo morgen früh wieder ein Starlink-Satellit ins All starten soll, scheint die Hauptzielgruppe der Besucher minderjährig zu sein. Die meisten Astronauten hätten schließlich schon als Kinder von genau diesem

Beruf geträumt, heißt es während eines Vortrags. Und: "Vielleicht träumt ja auch hier gerade irgendwer diesen Traum?"



Unbedingt einen Besuch wert: Das Kennedy Space Center. Foto: Thomas Fischer

Der amerikanische Traum lebt

Die NASA braucht gute Leute, nehmen wir mit. Und auch, sämtlichen die USA betreffenden Untergangsszenarien zum Trotz: Der amerikanische Traum lebt. Es schmerzt, dann quasi auf dem Rausweg aus diesem weiteren gigantischen "Museum" eine nächste Hiobsbotschaft aus Übersee vor den Latz geknallt zu kriegen.

Washingtons Museen seien AUßER KONTROLLE, hat [Trump soeben in den sozialen Medien verbreitet](#). Wie immer in Großbuchstaben. Angeblich sind umfassende interne Überprüfungen von zunächst acht ausgewählten Institutionen und Ausstellungen geplant.

"Spaltende Narrative" sollen "beseitigt", das "Vertrauen in die Kulturinstitutionen" "wiederhergestellt" werden. Dazu werde "unser Team vor Ort mit beobachtenden Besuchen" beginnen.

"Dieses Land ist wunderschön. Für uns wie eh und je"

Lächerlich, möchte man sagen – ähnlich lächerlich wie das Entsenden von Militär in eine Stadt, die nicht nur subjektiv überaus friedlich auf uns gewirkt hat, sondern in der die Kriminalität laut der Bürgermeisterin auf dem niedrigsten Stand seit Jahren sein soll.

Und das ist der Moment, in dem die Stimmung zumindest bei mir für den Bruchteil einer Sekunde in Richtung eines pauschalen Rundumschlags zu kippen droht: Schlimme Politik, schlimmes Land.

Aber dann treffen wir Werner und Martina, die wie wir wegen der Kinder nach Orlando gekommen sind. Trotz unüberhörbar deutschem Akzent im ansonsten flüssigen Englisch allerdings nicht wie wir von weit her, wie wir erfahren.

Nein, das Paar lebt seit fast 30 Jahren in Myrtle Beach, betreibt hier ein deutsch-österreichisches Restaurant und begeistert die

amerikanischen Gäste mit Schweinshaxe, Sauerbraten, Blaukraut und Klößen. Ihn bedrücke, wie die Stimmung in den USA in seiner Heimat schlechtgeredet würde, sagt Werner. Und dann: "Es ist genau, wie ihr sagt: Dieses Land ist wunderschön. Für uns wie eh und je".

Der amerikanische Traum – jenseits von Raumfahrt

Die Geschichte von Werner und Martina scheint so was wie der Beleg dafür, dass sich der amerikanische Traum keineswegs nur aufs Raumfahren bezieht. Beziehungsweise überhaupt dafür, dass dieser Traum existiert.

Mit 5000 Euro ist das Paar seinerzeit gestartet, mittlerweile beschäftigt das Unternehmen 30 Mitarbeitende. "Unter Obama hatten wir ganz schön zu kämpfen," sagt Werner offen. Dass wir jetzt aber bitte nicht meinen sollten, er sei ein glühender Trump-Anhänger.

Steuerlich sei es aktuell für ihn besser, das schon. Und ganz abgesehen davon sei die "Cancel Culture" drüben in der Heimat einfach "mehr als fragwürdig". "Sagen wir mal so", sinniert der 51-Jährige schließlich: "Es ist gut, dass ihr hier seid und euch ein Bild macht."

Zurück auf dem Boden der Realität

Und dann landet unser Flieger in Frankfurt und es kommt, wie fast schon vorhergesehen. Am Flughafen wird man von allen Seiten angerempelt, niemand entschuldigt sich.

Das nette Geplänkel an der Supermarktkasse fehlt und die Weite der Natur sowieso. Eines aber ist bemerkenswert. Wo unsere Reisepläne

vor unserem Abflug durchaus gemischt kommentiert wurden, bleiben die kritischen Kommentare jetzt aus. Vielleicht schmettern sie auch einfach nur ungehört an uns ab, so verzaubert sind wir. Von diesem verrückten, großartigen, widersprüchlichen Land.



Foto: Thomas Fischer